Auer Tageblatt

Anzeiger für das Erzgebirge

mit der wöchentlichen Unterhaltungsbeilage: Auer Sonntagsblatt.

Bezugspreis: Durch unsere Boten frei ins Haus monatlich 60 Pfg. Bei der Geschäftsstelle abgeholt monatlich 50 Pfg. u. wöchentlich 14 Pfg. Bei der Post bestellt und selbst abgeholt vierteljährlich 1.50 Mk., monatlich 50 Pfg. Durch den Briefträger frei ins Haus vierteljährlich 1.92 Mk., monatlich 64 Pfg. Erscheint täglich in den Nachmittagsstunden, mit Ausnahme von Sonn- und Festtagen. Unsere Zeitungsträger und Ausgabestellen, sowie alle Postanstalten und Briefträger nehmen Bestellungen entgegen.

Sprechstunde der Redaktion mit Ausnahme der Sonntage nachmittags 4—5 Uhr. — Telegramm-Adresse: Tageblatt Auerzgebirge. Fernsprecher 53.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann Gewähr nicht geleistet werden.

Insertionspreis: Die 5spaltige Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg., Reklamen die Zeile 30 Pfg. Bei öfterer Wiederholung entsprechender Rabatt, der bei Konkurs oder in der Zwangsvollstreckung sowie nach Gerichtlichem Vergleich nicht gewährt werden, wenn die Aufgabe des Inserates durch Fernsprecher erfolgt oder der Manuskripte nicht deutlich lesbar ist.

Nr. 3. | Montag, 5. Januar 1914. | 9. Jahrgang.

Diese Nummer umfaßt 10 Seiten.

Das Wichtigste vom Tage.

Es wird gemeldet, daß bei dem Vorfall am 26. Dezember in Zabern zwei scharfe Schüsse im Bereiche des Wachtpostens gefallen sind.*)

•

Präsident Wilson hat vier weitere Kriegsschiffe nach mexikanischen Gewässern beordert.

•

Gestern sind 120 türkische Offiziere wegen ihres Verhaltens im Kriege zur Degradation verurteilt worden.

•

In das neue serbische Kabinett sind mit Ausnahme des Kriegsministers alle bisherigen Minister wieder eingetreten.*)

•

Die Ernennung Enver Beys zum türkischen Kriegsminister ist bestätigt worden zugleich mit seiner Ernennung zum Brigadegeneral.*)

•

Dem belgischen Parlament soll ein Gesetzentwurf unterbreitet werden, wonach Belgien eine Kongoanleihe von mehreren hundert Millionen garantiert.

*) Näheres siehe an anderer Stelle.

Friede ist das erst Geläute.

In der Politik hat das neue Jahr ebenso ruhig eingesetzt, wie das alte abschloß. Die Zeiten sind vorüber, da alle Welt am Neujahrstage nach den Tuilerien lauschte, um die politischen Orakelsprüche des dritten Napoleon zu vernehmen. Einen Krieg bei der Gratulationscour des diplomatischen Korps anzukündigen, wie der Letzte Franzosenkaiser am 1. Januar 1859 es sich dem österreichischen Botschafter gegenüber erlaubte, das ist nicht mehr möglich, seitdem das bonapartistische Abenteuer bei Sedan sein Ende gefunden hat. Einzig und allein der belgische König hat bei dem dort üblichen Neujahrsempfang der Kammern eine politische Rede gehalten, die zwar zunächst und in erster Linie nur Belgien angeht, die aber doch auch für andere Mächte, vor allem auch für Deutschland, ein gewisses Interesse besitzt. Es ist kein Zweifel, daß sich in Afrika allerlei Dinge vorbereiten, die letzten Endes eine gründliche Veränderung der Landkarte mit sich bringen werden. Man weiß, daß zwischen Deutschland und England gewisse Verhandlungen schweben, die zunächst eine Abgrenzung der wirtschaftlichen Interessenzonen bezwecken, die aber doch auch Veränderungen im politischen Status quo vorbereiten können. In erster Linie dürften davon die portugiesischen Kolonien betroffen werden. Aber auch der Kongostaat wurde als ein künftiges Objekt deutsch-englischer Kolonialverständigung hingestellt. Natürlich unter der Voraussetzung, daß Belgien kongomüde werde. Nun hat aber König Albert in seiner Neujahrsrede betont, daß er zur besseren Ausnutzung der kolonialen Einnahmequellen an die Opferwilligkeit der Belgier appellieren und daß das Ministerium sehr bald ein neues Geldopfer heischen werde. Diese Ankündigung neuer Aufwendungen für die Kongokolonie zeigt, daß König Albert entschlossen ist, das Erbe seines Oheims im dunklen Erdteil zu bewahren und es ist sicher, daß, je mehr das belgische Volk Geld in die Kolonien steckt, desto geringer seine Neigung wird, den Kongo zu verkaufen. So bedeutet allerdings die Rede des belgischen Königs eine gewisse Enttäuschung auch für die Leute in Deutschland, die eine Liquidation der Kongomasse schon in absehbarer Zeit erwarten.

Es ist sicherlich nicht reiner Zufall, daß in diesen Tagen, da die Unterzeichnung des deutsch-englischen Abkommens unmittelbar bevorstehen dürfte, der englische Schatzkanzler Lloyd George in einem Interview sich gegen den organisierten Rüstungswahnsinn aussprach und erklärte, die Beziehungen zu Deutschland seien unendlich viel freundschaftlicher, als seit Jahren. Lloyd George ist, wie seine viel erörterte Rede im Juli 1911 während des Marokkohandels zeigte, keineswegs das, was man einen Deutschenfreund nennt. Aber er ist, solange die Rüstungen in England andauern, nicht imstande, die sozialen Reformen durchzuführen, die er plant, weil es ihm an Geldmitteln fehlt. Deshalb benutzt er die günstige Gelegenheit, da die Balkankrise eine Annäherung der deutschen und englischen Beziehungen gebracht hat und auch eine Verständigung über Afrika auf dem Marsche ist, die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland zu preisen und eine Verminderung der Seerüstungen zu verlangen. In Deutschland wird man die Freundschaftsversicherungen Lloyd Georges sicherlich mit Freude hören und hoffen, daß den Worten des Finanzministers auch die Taten seiner Kollegen, vor allem des Marineministers Churchill entsprechen. Bisher schwärmte Herr Churchill bald für Rüstungsfeierjahre, bald für neue Dreadnoughts. Daß das der deutsch-englischen Freundschaft förderlich gewesen wäre, wird er wohl selber nicht annehmen. Dringt aber Lloyd George in dem stillen Kampf der Meinungen im englischen Kabinett und in der Regierungspartei durch, so könnte das den Beziehungen zwischen Deutschland und England nur zum Heile sein. In der inneren deutschen Politik sind die politischen Erörterungen, die sich an die Wackes-Geschichte knüpften, vom alten ins neue Jahr hinübergesponnen worden. Es ist daher immerhin bemerkenswert, daß das Organ der bayerischen Regierung in dieser Zeit, da man von einer versteckten Kanzlerkrise spricht, für Herrn von Bethmann Hollweg eine Lanze bricht und die Hoffnung ausspricht, daß Zabern eine Lösung finden werde, die dem Vertrauen entspreche, das der Reichstag dem Kanzler bei der Heeresvorlage ausgesprochen habe. Diese Erinnerung der bayerischen Staatszeitung, die ohne Zweifel von Ministerpräsident von Hertling veranlaßt wurde, scheint uns in der Tat aller Beherzigung wert. Erinnern sich erst die bürgerlichen Parteien wieder ohne Ausnahme der großen gemeinsamen Aufgabe, die sie mit der Regierung gelöst haben, so wird am ehesten der Boden bereitet für eine Zusammenarbeit in neuen Aufgaben und für ein allmähliches Zurückgehen des Zankes um Zabern.

Die Polen in Oberschlesien.

(Von unserem Berliner ☞ Mitarbeiter.)

Das Problem der Polenpolitik wird früher oder später sich in weit höherem Maße, als es jetzt geschieht, auf das Polentum in Oberschlesien zuspitzen. Einmal spricht dafür, daß die Ausbreitung und Entfaltung der oberschlesischen Industrie im Zusammenhang mit dem bekannten Zug der Polen nach dem Westen einer Erneuerung der polnischen Nationalitätskraft in gar nicht abzuschätzender Weise Vorschub leistet, zum anderen, daß die wirtschaftlichen und politischen Kampfmittel im Streit der Nationen immer mehr zur Anwendung kommen, nachdem das Polentum in Oberschlesien jahrzehntelang in seinem Emporkommen hinter der Polenbewegung in den anderen ostelbischen Provinzen stark zurückgeblieben ist. Jetzt hat Dr. Paul Weber ein Büchlein herausgegeben, das eine statistische Untersuchung über die Polen in Oberschlesien darstellt. Wie Professor Dr. Ludwig Bernhard in dem Vorwort zu dieser Schrift treffend hervorhebt, sind bei der statistischen Erfassung der Nationalitäten methodisch mancherlei Mißgriffe unterlaufen, die den Wert einer solchen Statistik mit Bezug auf ihre Vergleichbarkeit in den einzelnen Zählungsjahren beträchtlich herabmindern. Immerhin bietet das Werk eine gute Handhabe zur Beurteilung der Polenbewegung in Ober-

Die Winterbraut.

Skizze von Käte Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

Als Frau Konsul Homann sich von dem Herzkrampf, an dem sie des öfteren litt, wieder erholt hatte, ließ sie ihren einzigen Sohn Hugo den Mitinhaber der großen Kaffee- und Zuckerfirma Reeding und Co., zu einer ernsten Besprechung zu sich bitten. Du weißt, daß ich dich bisher in dieser wichtigen Sache nicht beeinflußt habe, begann sie. Ernst Homanns Gesicht verfinsterte sich. Er wußte genau, was jetzt folgen würde, und fürchtete sich davor, weil er der Angegriffenen zurzeit nicht so antworten durfte, wie er es sonst getan hatte. Laß es uns noch ein wenig hinausschieben, Mutter, bat er. Die grauhaarige Frau aber schüttelte den Kopf: Nein, Ernst, das geht nicht! Reeding fährt morgen mit seiner Tochter Ethel und deren Gesellschafterin nach St. Moritz, wohin auch wir uns in den nächsten Tagen begeben werden. Nun vergaß er doch die Schonung, die er der Mutter zugedacht hatte: Du weißt, daß ich nichts von dieser Verlobung aus geschäftlichen Interessen hören will, Mama. Kündigt uns der alte Reeding das langjährige Geschäfts- und Vertrauensverhältnis, nur, weil ich mich nicht an seine Tochter verkaufen will, dann trage ich eben die Folgen. — Aber Ernst, weshalb bist du nur in diesem Punkt so starrköpfig! Ethel Reeding soll ein liebliches Geschöpf von tiefer Bildung und entzückender Frische sein. — Um so weniger hege ich den Wunsch, sie zu hintergehen. — Verlange ich dies denn von dir? Du sollst sie einfach im fröhlichen Winter bei der Ausübung des Sports, den ihr zufällig beide liebt, kennen lernen. Bitte, Mama, beantworte mir eine Frage: Weiß Ethel Reeding von euern Plänen, aber würde sie mir gänzlich unbefangen entgegentreten können?

Die Wahrheitsliebe der Konsulin kämpft mit der eigentlich gebotenen Klugheit. Aber diese unterlag: Kommerzienrat Reeding ist deinem verstorbenen Vater sowohl als auch dir, ja gerade wegen seiner Offenheit lieb geworden. Er hat natürlich mit seiner Tochter über die Angelegenheit gesprochen. — Dann wird mich St. Moritz nicht sehen. — Ernst, ich flehe dich an, sei nicht eigensinnig. Du gehst ja keinerlei Verbindlichkeiten damit ein. Ich denke, wir reisen am Sonnabend. Da wurde Ernst Homann bitterböse: Wenn du reisen willst, so darf ich selbstverständlich nichts dagegen tun, obwohl ich mich darüber empöre. Ich aber, liebe Mama, werde nach dem Harz auf ein paar Tage gehen und versuchen, ob ich in die Reinheit und Freiheit des Winters dies kleine mißglückte Geschäft wieder vergessen und auskurieren kann? — Ist dies wirklich dein letztes Wort, Ernst? — Du weißt, Mama, daß ich sonst deinen Wünschen stets Rechnung getragen habe, hierin aber muß ich mir den freien Willen bewahren. Ich werde niemals ein Mädchen heiraten, das mir sozusagen auf goldener Schüssel angeboten wird. — Aber was soll ich dem alten Reedinger sagen? — Sprich mit der Tochter und sage ihr ruhig, daß ich gemeint hätte, ihr dies nicht antun zu dürfen. Du hättest sie mir nämlich als klug geschildert. Darum wollte ich nicht mit ihrer Torheit rechnen.

So kam es, daß Ernst Homann diesmal seine Mutter nicht begleitete, sondern in dem kleinen Forsthause Leberode, ein halbes Stündlein vom Hexentanzplatz entfernt, Unterkunft suchte und fand. Die Tage waren wundervoll. Den silbersternigen Schnee hatte der harte Frost zusammengepreßt, so daß die Bahnen glatt und fest glänzten. Sobald die erste rosige Wolke im Osten die Sonne wachklopfte, schulterte Ernst Homann seinen Rodelschlitten und eilte hinaus. Anfangs ärgerte er sich noch über Ethel Reedings Vorhandensein, aber bald empfand er nichts weiter, als die stille Reinheit dieser gesegneten Stille. Drei Tage war er nun bereits hier, als seine innere Glückseligkeit dahinschwand. Am vierten nämlich stand auf der blinkenden Bahn eine schlanke Mädchengestalt, lachte ihm freundlich entgegen und rief mit heller Stimme: Da hab' ich's aber gut getroffen. Diese Bahn ist großartig. Er wollte eigentlich mit einer leichten Verneinung das Weite suchen, dann aber blickte er in die strahlenden Augen unter dem weißen Mützchen und blieb. Schließlich konnte er diese Naturschönheit nicht als sein Eigentum beanspruchen, und zudem gingen die Stunden hier auch schneller zu Ende als irgendwo anders. Ja, das taten sie wirklich. Die hellen Mädchenaugen lachten weiter, und der rote Mund plauderte jedesmal, wenn die beiden Schlitten am Fuß der Bahn haltmachten. Ihm wurde fast das Abschiednehmen schwer. Aber es gab heute im Forsthause Erdäpfel und dicke Bohnen. Die konnten nach der Mitteilung der Försterin das lange Stehen nicht vertragen. Nachmittags blieb er daheim. Er spielte mit den beiden Blondköpfen und den Dackeln und sah unentwegt nach der Tür. Erst gegen den Abend entschloß er sich zu einem Spaziergang. Natürlich verspätete er sich dabei, kam erst um acht Uhr wieder und wollte gerade mit einem Scherzwort seinen angestammten Platz auf der Ofenbank einnehmen, als er gewahr ward, daß er bereits besetzt war. Das fröhliche Mädchen mit den strahlenden Augen hatte ihn inne. Sie konnt' halt kein anderes Quartier finden, sagte die Försterin entschuldigend, und da haben wir sie aufgenommen.

Ernst Homann nickte gönnerhaft und begnügte sich mit einem harten Schemel. Die Lampe blakte ein wenig, die Blondköpfe waren weinerlich, weil sie immer noch außer Bett sein mußten, und die Dackel zankten sich um eine Brotrinde. Und dennoch war es wundervoll behaglich. Das junge Mädchen erzählte, was sie auf dem Wege nach hier alles an Wunderlichem und Märchenhaftem gesehen hatte. Die anderen hörten andächtig zu, und der Förster fragte: Sie sind gewiß ein Sonntagskind, Fräulein? Ja, das war sie wirklich! Auch Ernst Homann merkte es in den nächsten beiden Tagen immer von neuem. Ihm war so warm und fröhlich, wie nie zuvor. Er dachte gar nicht an das Ende dieser hellen Wintertage, er fühlte nur, daß sie einzig schön waren. Den ganzen Tag liefen sie zusammen durch den Wald, plauderten miteinander und lachten wie zwei ausgelassene Kinder. Sie hatten alles, was sie an vergangene Tage erinnern konnte, abgestreift. Sogar ihre Namen hatten sie einander noch nicht genannt. Damit hat's wahrlich noch Zeit, lachte das schöne Mädchen, ehe ich gehe, nenne ich mich schon. Sie schied aber, ohne ihr Versprechen einzulösen. Eines Morgens, als Ernst Homann sich ein wenig verspätet hatte, war sie fort. Nur einen schönen Gruß an ihn hatte sie der Försterin aufgetragen — und sonst nichts. Da merkte er endlich, daß nun auch in seinem Leben die Liebe erwacht sei.